

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 13 (1972)
Heft: 22

Artikel: "Prognose für morgen"
Autor: Tarsis, Valerij
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1095353>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Prognose für morgen»

Valerij Tarsis stellt den ersten Samisdat-Roman von Anatolij Gladilin vor

Ich habe den literarischen Weg des sowjetischen Schriftstellers Gladilin mit Interesse verfolgt, seit seine ersten Werke Ende der fünfziger Jahre in den Zeitschriften erschienen. Gladilins Biographie ist nicht aufregend: Er kam 1935 zur Welt, nach der Mittelschule arbeitete er als Elektromechaniker, absolvierte ein Jahr Literaturinstitut, reiste zwecks Erwerbung von Lebenserfahrung im Lande herum, arbeitete als einfacher Arbeiter in verschiedenen Betrieben. Bedeutsam ist, dass der XX. Parteikongress in sein 21. Lebensjahr fiel... Schon seine ersten Arbeiten — «Chronik von Viktor Podgurskijs Tagen», «Geschichte eines Erfolglosen», «Lieder von der Goldgrube» — liessen einen aufhorchen: sie waren ungewöhnlich, frisch. Die Kritik stand Gladilin mit einigem Verdacht gegenüber; auf die Veröffentlichung des Entwicklungsromans «Die Geschichte eines Personenkreises» in der Zeitschrift «Junost» hin, hagelte es dann Schläge von der Parteikritik. Unter anderem mochte der Erste Generalsekretär des Komsomol *solche* Jungen, wie Gladilin sie sah, nicht!

Ein (halbwegs) «normaler» Schriftsteller wird Samisdat-Autor

Aber Gladilin kuschte nicht wie etwa Axionow, Jewtuschenko und andere, sondern schwing eine Zeitlang, hielt sich mit Übersetzungen über Wasser, und dann brachte der Samisdat seinen jüngsten Roman in Umlauf, «Prognose für morgen»*, in dem ohne Beschönigungen oder Verheimlichungen das «glückliche Sowjetleben» geschildert ist.

Sein Held, Volodja Martynow, ist ein Vertreter der wissenschaftlich-technischen Intelligenzia, der nicht mit dem Ueblichen zufrieden war. Man nimmt dem Icherzähler die Aufrichtigkeit eines Menschen ab, der viel durchgemacht hat; der kritisch denkt und die Gegebenheiten in Frage stellt. Etwa so:

«Die Wahrheit sage ich euch — die reine Wahrheit. Der Mensch braucht nicht viel. Er kann in einer Gemeinschaftswohnung leben. Er kann auch ohne Wohnung existieren. Er kann um einen lächerlichen Lohn schuften wie ein Ochse. Von Wasser und Brot leben. Oder auch ohne Brot. Nur muss man ihm unbedingt alles erklären.»

Indessen befriedigen diese «Erklärungen mit Bezug auf die Klassiker» Martynow nicht. Eigentlich ist er bescheiden: «Ich möchte nur ehrlich arbeiten», in seinem Beruf, als Physiker. Und dass die ändern sinnvoll arbeiten.

In dem Raketenforschungsinstitut, wo Martynow seine Karriere anfängt, schlägt man indessen vorwiegend Zeit tot. «Bei uns im Institut guckten viele schon von Morgen an seufzend auf die Uhr. Wie glücklich wären sie, wenn sie das Büro nur betreten müssten, um den Lohn abzuholen!» Hatten sie wohl nicht wie der junge Physiker einst davon geträumt, es in der Wissenschaft, in Kunst oder Technik zu etwas zu bringen?

* Anatolij Gladilin: «Prognoz na zavtra». Possev-Verlag, Frankfurt a. M. 1972, 188 Seiten, Fr. 22.90.

Gladilin führt den Leser zum Verständnis, warum dieser Zustand bleiben muss. Würde man tatsächlich — wie Martynow seinem Chef vorzuschlagen wagt — den Personalbestand um 50 Prozent kürzen, «so täte das zwar der Arbeit keinen Abbruch», aber: das Institut (und damit der Chef) verlöre an Bedeutung und käme in eine niedrigere Besoldungskategorie.

Wenigstens in einem Punkt humaner als die USA: für die gleiche Arbeit lässt man sich doppelt soviel Zeit

«Unser System ist human» — da verteilt man die Arbeit von zehn Jahren auf zwanzig, während in den USA einer nach zehn Jahren gehetzter Aktivität auf immer ruiniert ist... Es fehlt bei uns an persönlicher Initiative? Einmal und nicht wieder (in Martynows Abteilung hatte die Belegschaft einst ein ausserplanmässiges Projekt entwickelt und darob eine winzige Sache vernachlässigt, die jedoch im Plan vorgesehen war; Bilanz: strenger Verweis, Entzug der Prämie).

Der junge Wissenschaftler findet es sinnlos, seine Energie so versanden zu lassen. Die übliche Laufbahn ist: Wettlauf mit den gleichaltrigen Kollegen um Anerkennung, Aufstieg. «Alles erklärt sich aus Egoismus und Ehrgeiz. Aus den Regeln des Spiels, an dem du freiwillig teilnimmst. Das heisst, wir selbst haben uns dieses Leben ausgedacht, selbst dieses Stadion gebaut (...), in dem wir arbeiten, spürten... vorwärtsgehen... aber wozu? Wohin? Wir rennen ja sowieso im Kreis.»

Martynow ersucht also um «Entlassung auf eigenen Wunsch», von der ersten, zweiten, dritten Stelle: genau dasselbe vermerkt man aber bei den Werkträgern, die man loswerden will, ins Arbeitsbuch, und damit hat Martynow immer weniger Chancen auf eine konstruktive Arbeit. (Zwei ehemalige Kommilitonen sind übrigens im Akademgorodok tätig, aber ihnen weiss sich unser Held unterlegen — auf jener kreativen Insel im Sowjetalltag ist für ihn kein Platz.) Frustriert lässt er die Wissenschaft links liegen, spielt zunächst in einer Restaurant-Band Akkordeon, fängt dort an zu trinken, haut ab in den Fernen Osten, kommt auf einem Fischdampfer unter («die Verwaltung der ‚Sachalinfisch‘ braucht immer Gestrandete und Alkoholiker für die dreckigste Arbeit»), doch es zieht ihn wieder nach Moskau zurück.

Familienleben

Nataschka, seine Frau, hatte mühsam eine hochspezialisierte Ingenieursfakultät absolviert (ihr Vater wollte, dass sie gut verdiene und ihren Traumberuf — Lehrerin — vergesse), aber dann brauchte man nirgends mehr solche Spezialisten. Martynow war das egal gewesen...

Beim Schreiben kommt er allerdings dazu, die Frau in der Sowjetunion zu bedauern. Weil sie «gleichberechtigtes Mitglied der Gesellschaft sein sollte, sind nun «die Anforderungen an die Frau ebenso hoch, ja noch höher als an die Männer. Doch wir vergassen, vergassen die

Worte unseres Hauptideologen. Was liebte er an der Frau? Die Schwachheit! Was schätzte er an der Frau? Die Schwachheit! Und gerade die Schwachheit verbieten wir ihm absolut!» Ferner: «Dass sie schlecht angezogen ist, wäre ja egal, an Stoffflappen zu denken wäre spessig, wäre der verderbliche Einfluss des verdammten Westens. Dass aber der Ehemann ein Trinker ist und oft nicht zu Hause übernachtet — daran ist sie selber schuld, sie vermochte ja die Familie nicht zusammenzuhalten», sagt der Autor traurig-ironisch. So wird die sowjetische Frau bald «zu einem Wesen neutralen Geschlechts», «mit Taschen und Säcken behängt». Dabei «haben die Frauen den Krieg gewonnen, an ihnen hing das Land».

Bei Martynows geht es so zu und her: «Nataschka und ich beschimpften uns damals häufig. Sie wollte mich immer noch ändern. Damit es bei uns wie bei den Leuten zugehe.» Obschon sie ein Kind, die kleine Aljona hatten, trennten sie sich. Martynow mietete ein Zimmer — und liess sich mit der Tochter der Vermieterin ein. Er hatte zwar Widerstand geleistet. «Aber Ira gab mir zu verstehen, ich wäre nicht der erste... Ich dachte, es herrschten heute halt solche Sitten.» Natascha und Aljona gegenüber weiss er sich verantwortlich, und Ira liebt er. Familienleben. Solche Geschichten kannte ich zu Hunderten.

Der Idealist Martynow findet keine Ruhe, er muss wieder auf die Suche nach seinem «Feuervogel». Diesmal in den Norden, wo er auf der wissenschaftlichen Wetterstation Tiksi jenseits des Polarkreises die Ionosphäre studiert: er hatte wieder eine revolutionäre Idee. «Wenn wir einen Gegenstand nicht kennen, sind wir alle Revolutionäre.» (Ein vielseitig anwendbarer Satz.) Dies konstatiert Martynow später in Moskau: ohne Feuervogel wieder heimgefliegen, aber mit Ira, die ihm in den Norden gefolgt war.

Er kommt im Meteorologischen Zentrum unter, das klappt. Wieder zu Hause, bringt er es jedoch nicht über sich, ganz mit Ira Schluss zu

(Fortsetzung auf Seite 12)



Anatolij Gladilin: Vom suspekten, aber immerhin gedruckten Schriftsteller zum Samisdat-Autor.

«Prognose für morgen»

(Fortsetzung von Seite 7)

machen. Durch die Kumulation an nervlicher Belastung erkrankt Nataschka und muss in die Nervenklinik gebracht werden. Als Hausangestellte, die sich auch um die Schülerin Aljona kümmert, «findet» Martynow «Tante Ira». Er hat aber auch seinen Beitrag zum Haushalt zu leisten. Jeden Feierabend einkaufen, Schlange stehen. Melancholisch seufzt er: «Ich erinnere mich nicht, in Moskau einfach den Strassen entlang gegangen zu sein. Ich gehe den Läden entlang.» Und weiter: «Ich brauche kein luxuriöses Haus, wie Giulietta (degli spiriti — im italienischen Film; Anm.) eins hatte, aber gegen eine Zweizimmerwohnung hätte ich nichts... Giulietta weiss nicht, was Geld ist, während ich eine Lohnaufbesserung gebrauchen könnte. Liesse man mich wenigstens in Ruhe arbeiten und nicht das halbe Leben in der U-Bahn und in den Schlangen verbringen und nicht aus der Sparbüchse meiner Tochter Kleingeld herauskratzen vor dem Zahntag!»

(Einen mehrfach wegen des ungenügenden Angebots enttäuschten Käufer, der vergeblich um Äpfel und Wurst u. a. angestanden hatte, nennt Gladilin «in dem Moment sozialgefährlich».)

Monatlicher Einkommensüberschuss: minus 85 Rubel

Sorgfältig rechnet Martynow alle dringendsten Ausgaben zusammen — Essen, Wohnung, Lebensmittelpakete für die Frau in der Klinik — und kommt auf 220 Rubel. Er verdient aber nur 135 Rubel. Früher, als Nataschka noch gesund war, hatte sie 80 Rubel dazuverdient. Nun kommt er aber nicht mehr aus, borgt sich. «Eine schlimme Statistik», kommentiert der Wissenschaftler. «Je mehr ich arbeite, desto weniger Geld habe ich. Wie soll das ausgehen? Es ist mir Wurst, wie ich angezogen bin... Theater, Restaurants, Konzert gehört alles der Vergangenheit an.»

Das Fernsehen tut's ja auch. Gladilin merkt einiges Bissige zu diesem unerlässlichen Bestandteil des sowjetischen Lebens an. «Welch triste blöde Visage die Mattscheibe doch hat, aber dennoch gehabt sie sich — wie ein Idiot von Geburt, mit grosser leerer Stirn — als Denker.» Ein Freund des Helden äussert im Klub in Akademgorodok: «Von allen Kunstzweigen ist für uns das Fernsehen der wichtigste. Der Beweis? Bitte: Wenn unsere Hockeyspieler die Weltmeisterschaft erringen — ihr werdet sehen — dann vergessen alle, dass wir eine Missernte hatten.» Wenn das nicht aktuell ist! Und nach der satirischen Beschreibung einer langweiligen Fussballmatch-Uebertragung: «Wenn dies ein Pokaltreffen gewesen wäre... In Brasilien habe man, heisst es, nach der Niederlage der Auswahlmannschaft die Regierung gestürzt.» Punkt, Intervall.

Vom tieferen Sinn der Wetterprognose

Die «wissenschaftliche» Arbeit am Meteorologischen Institut findet unser Held wieder nicht sinnvoll. In der Sowjetunion werden die langfristigen Wetterprognosen drei Monate im voraus gegeben (während man sie in den USA jeweils in den letzten Tagen des Vormonats macht). Die sowjetischen Prognosen sind daher völlig unzuverlässig, aber «wir haben halt Planwirt-

schaft. Unsere Organisationen brauchen die Prognose rechtzeitig. Auf der Ebene des Stellvertretenden Ministerratspräsidenten studiert man sie und beschliesst, wo gesät wird, wo man früher erntet... welche Navigationstermine und auf welchen Flüssen usw., usw. Es ist zum Heulen — so heule, bitte —, aber her mit der Prognose!»

Uebrigens besteht keine Verantwortlichkeit: «Wenn wir für die zweite Fünftageperiode Schönwetter versprechen und es regnet Bindfäden — macht nichts.» Eines Tages wird Martynow aber beim Chef der Synoptiker, d. h. der Langfristmeteorologen, vorgestellt: «Das ist doch alles Betrug! Der reine Schwindel! der Wetterdienst hält sich aufgrund der Dummheit der Leute, auf ihrem Vertrauen in das Gedruckte... Ohne dieses hätte man uns längst ins Pfefferland gejagt und unsern Laden zugemacht.» Der Chef erwidert weise: «Jeder weiss, dass wir irren. Aber die Leute möchten glauben... Versuchen Sie, unsern Dienst abzustellen... Man braucht uns.» Anschliessend fragt er den Rebellen, ob er nicht in die Abteilung der Synoptiker überwechseln möchte. Martynow nimmt an. Nun macht er also im August die Wettervorhersage für den November. «Keiner weiss dabei, wo die Wissenschaft aufhört und die Intuition anfängt.» Er macht das Wetter, und nach seiner Prognose wird dann der Plan für die ganze Volkswirtschaft im einzelnen bestimmt! «Wo wir nicht einmal eine genaue Prognose für morgen geben können!» Wie kann der Bürger diese Arbeit überhaupt ernstnehmen? «Er weiss eines: in den Zeitungen steht es so, und draussen ist das Wetter gerade das Gegenteil. Für mich meinerseits ist es ein Rätsel: warum haben bis heute keine Vertreter der Werktätigen uns im Büro die Scheiben eingeworfen?»

Noch deutlicher äussert sich Gladilin zur Arbeitsatmosphäre im ganzen Land. Martynow fragt seinen Chef, wie in einer Streitfrage

zwischen dem Moskauer Institut und einem andern im Akademgorodok «die oben» reagiert hätten, und erfährt: «Die oben? Die haben's gut. Sie halten sich fein raus. Sie sagen: Bei uns herrscht Demokratie, machen Sie's untereinander ab.' Aber die Planerfüllung verlangen sie dann doch von mir! Demokratie ist ja schön und gut — aber verantwortlich bin ich!»

So macht also Martynow das Wetter für November. Er schüttelt eine sehr unkonventionelle Prognose aus dem Ärmel, und seine Chefs, bis zuoberst unterschreiben. Meteorologie ist zwar eine Wissenschaft, aber: «Ich habe noch keinen Menschen gesehen, der in irgendeiner Sache ganz überzeugt wäre. Je grösser der Spezialist, desto mehr Zweifel.»

Martynow weiss, wieviel Intuition dabei war. Ausserdem brauchte man fürs wissenschaftliche Arbeiten Ruhe, einen ausgeruhten Kopf, dieweil er sich auch im Privatleben so aufreiben muss. «Was ist von uns selbst übriggeblieben?» fragt er. «Und sind wir je wir selbst gewesen?»

Nataschka entliess man, nachdem man vergeblich alle Medikamente an ihr ausprobiert hatte, nach Hause. Sie ist zwar apathisch und hat einen Angstkomplex, aber sie kann doch wieder ihre Arbeit aufnehmen. Martynow sieht sich vor die Notwendigkeit gestellt, endlich mit Ira — oder «seinen beiden hilflosen Mädchen» zu Hause zu brechen. Die Frage ist für ihn: Wer braucht mich dringender? Seine kranke Nataschka. Der Entschluss fällt gerade in der dritten Dekade des November, als man unerhörterweise 7, ja 11 Grad über Null misst, wie Martynow vorausgesagt hatte. Was er aber nicht vorauszusagen vermochte: seine Frau verliert ihre Angstzustände vom Moment an, da er wieder ganz ihr gehört!

Die Aussage von Gladilins Werk lässt sich mit dem Satz zusammenfassen: «Ich weiss, was in zehn Jahren sein wird. Aber ich weiss nicht, was morgen sein wird.» Er sieht kein Schönwetter voraus...

Der Kommentar

Anreize im Sozialismus (siehe Seite 2)

25 Jahre nach der kommunistischen Machtübernahme bemüht sich ein ungarischer Autor, in Verteidigung der dortigen Gesellschaftsordnung seinen offenbar vom Gegenteil überzeugten Landsleuten darzutun, dass der Sozialismus doch nicht so viel schlechter sei als der Kapitalismus. Und er tut es im wesentlichen damit, dass er auf das Potential des Sozialismus hinweist, das heisst, auf die zukünftigen Möglichkeiten. Denn dass der «statische» Vergleich des Lebensstandards in der Gegenwart zuungunsten des eigenen Systems ausfällt, kann dort auch ein Apologet der «sozialistischen Gesellschaftsordnung» seinen Mitbürgern nicht glaubhaft machen; Jenő Farago versucht es gar nicht erst, und das ist das Verdienst seiner Arbeit, die im übrigen keineswegs unter die mehr oder weniger nonkonformistischen Stimmen einzureihen ist, die man aus Ungarn zeitweilig immer noch vernehmen kann.

Den einzigen positiven Vergleich zur Alternativordnung sieht er im «sozialistischen Weltstandard», im Bereich sozialer Leistung, wo die kapitalistischen Länder «noch» zurückklagen. Wobei etwa zum Punkte der Beschäftigungsgarantie zu sagen wäre, dass in einem entwickelten westlichen Staat die Entschädigung für Arbeitslosigkeit immer noch höher sein kann als in regulärer Lohn in Ungarn. Und die «Vorzugsferien», welche den Werktätigen (und erst noch nicht allen) in gewerkschaftseigenen Heimen garantiert werden? Der Arbeiter bei uns würde sich für Heimferien schön bedanken, falls man sie ihm im Sinne einer Angleichung an den sozialistischen Weltstandard offerieren sollte. Sogar auf dem Gebiet der sozialen Leistungen (wo der Kapitalismus in den letzten Jahren mehr aufgeholt hat als der Sozialismus auf dem Gebiet der Produktivität) ist die Sache nicht so sicher.

Alles übrige ist «Potential», also Zukunftsversprechungen. Wobei es am auffälligsten ist, dass die ungarischen Werktätigen nach 25 Jahren ihres «Eigentums» an den Produktionsmitteln immer noch davon zu überzeugen sind, dass die Sachen ihnen gehören. Man muss es ihnen sagen, weil sie bis jetzt keinen Anlass hatten, das von alleine zu merken! cb